



PETER KERSKEN

Im Schatten der Zeche

HISTORISCHER KRIMINALROMAN

emons: eBook

Peter Kersken, geboren 1952 in Oberhausen im Ruhrgebiet, studierte Philosophie und Literaturwissenschaften in Freiburg und Köln und arbeitete als Redakteur bei einer Kölner Tageszeitung. Er lebt als freiberuflicher Autor in der Eifel.

www.peterkersken.de

Dieses Buch ist ein Roman, und alle darin geschilderten Ereignisse sind frei erfunden. In besonderem Maße gilt das für Handlungen und Äußerungen der auftretenden oder erwähnten Personen, auch wenn einige von ihnen nicht der Phantasie des Autors entsprungen sind. Darüber hinaus sind Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen rein zufällig.

© 2013 Hermann-Josef Emons Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagzeichnung: Heribert Stragholz
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
eBook-Erstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISBN 978-3-86358-358-3
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter www.emons-verlag.de

Zur Erinnerung an meine Urgroßeltern

Wilhelm Kersken arbeitete 1912 als Dreher auf der Gutehoffnungshütte, hatte ein Haus in der Reinersstraße gebaut, lieh hin und wieder ein Buch in der Volksbücherei und hatte zusammen mit seiner Frau Maria elf Kinder zu versorgen.

Peter Gamerschlag, auf einem kleinen Bauernhof am Niederrhein aufgewachsen, war 1912 Kokillenformer auf der Hütte und gehörte dem katholischen Arbeiterverein an. Seine Frau Christine dachte oft wehmütig an ihre Eifeler Heimat.

Johannes Zomrowski verdiente 1912 als Heizer auf Zeche Osterfeld den Lebensunterhalt für seine Familie. Seine Frau Martha und er waren zwanzig Jahre zuvor als junges Paar aus der preußischen Provinz Posen ins Ruhrgebiet gekommen.

Heinrich Kogelboom wurde 1912 in der Bremenstraße in Sterkrade von seiner Witwe Johanna und seinen Kindern betrauert. Er war als Schlepper unter Tage zwischen die Puffer zweier Kohlenwagen geraten und tödlich verletzt worden.

Personen

Rathaus

Zur Nieden, Dr. Eugen – Bürgermeister

Grotedick, Wilhelm – Vorsteher des Meldeamtes

Rüter, Adalbert – Vorsteher des Schulamtes

Kerkhoff, Nikolaus – Polizeiinspektor, Vorsteher des Polizeiamtes

Bauland, Fürchtegott – Polizeisergeant erster Ordnung

Mömmeken, Mathias – Polizeisergeant zweiter Ordnung

Hüppchen, Lambertus – Kommissar, Vorsteher des Kriminalamtes

Zomrowski, Johann – Kriminalwachtmeister

Molsbeck, Peter – Kriminalsergeant

Schmitz, Anton – Kriminalsergeant

Pötter, Emil – Kriminalsergeant

Grottkamp, Dietrich – Kriminalsergeant

Bahnhofstraße

Hellweg, Hermann – Kaufmann, Nähmaschinen- und Fahrradhandlung

Hellweg, Margarete – Gattin

Hellweg, Hubert – Sohn, Juniorchef und Fahrradnarr

Hellweg, Edwina – Tochter

Grotedick, Wilhelm – Bürgermeistersekretär

Grotedick, Therese – Gattin, Johann Zomrowskis Schwester

Kückelmann, Marta – Dienstmädchen

Horstkamp, Berta – Ladenbesitzerin, Witwe, Zomrowskis Vermieterin

Kleinrogge, Lise – Dienstmagd im Hause Horstkamp

Postwegschule

Lengeling, Jakob – Hauptlehrer, Johann Zomrowskis Schulfreund

Lengeling, Grete – Ehefrau

Terhufen, Gotthold – Lehrer

Reinersstraße

Kückelmann, Theodor – Dreher, Vater der toten Marie Zomrowski

Kückelmann, Bernhardine – Tochter, führt den Haushalt

Kückelmann, Marta – Tochter, Dienstmädchen bei den Grotedicks

Kückelmann, Arnold – Sohn, Schüler der Postwegschule

Lehmkuhl, Bernhard – Schuster

Lehmkuhl, Ferdinand – Sohn, Schüler der Postwegschule

Zechensiedlung Dunkelschlag

Ingenbold, Ludwig – Bergmann, Mitglied im Alten Verband und in der SPD

Ingenbold, Katarina – Hausfrau, Mutter, Zomrowskis Schwester

Ingenbold, Karl – ältester Sohn

Zomrowski, Michael – Nefte, Johann Zomrowskis Sohn

Leschinsky, Paula – Witwe, Nachbarin der Ingenbolds

Leschinsky, Leo – Sohn, Schulfreund von Michael Zomrowski

Pawel – Bergmann, Pole, Kostgänger

Karol – Bergmann, Pole, Kostgänger

Zirbel, Heinrich – Berginvalide, Dichter, Kostgänger

Juskowiak, Hermine – Witwe

Juskowiak, Paul – Sohn, Schlepper auf Zeche Sterkrade

Kirmesleute

Marsilius, Nepomuk – Impresario der Schaubude Marsilius

Schürmann, Emilie – Emmy, die schwerste Frau der Welt

Wolter, Josefa – Riesendame

Krabbich, Petronella – Kamala, die schwebende Inderin

Drescher, Adam – der stärkste Mann des Kaukasus

Meyer, Franz – Wotan, der Wolfsmensch

Lange, Bartholomäus – Höhlenmensch aus Alaska

Kessler, Friedrich – Liliputaner

EINS

Josefa raffte ihren Rock noch ein Stück höher. Die Rheinfähre hatte abgelegt und das Wasser zu schäumenden Wellen aufgewühlt, die gurgelnd auf die junge Frau zurollten. Sie brachen sich an ihren Knien, umschlangen ihre Schenkel und verloren sich in der flachen Uferböschung zwischen glitzernden Kieseln.

Der Mann neben Josefa betrachtete versonnen die weißen Rüschen ihrer Beinkleider. Als eine Welle gegen seine Brust schwappte, trat er ein paar Schritte zurück.

»Du hast schöne Beine«, sagte er, »so schöne, lange Beine.«

Josefa lachte. Die Fähre erreichte die Mitte des Stroms. Das Wasser beruhigte sich. Der Mann gesellte sich wieder zu Josefa.

Sie beugte sich zu ihm hinunter und küsste ihn auf die Wange. »Meine Beine waren noch nie schön, Friedrich«, sagte sie. »Das sind sie erst, seitdem ich zu euch gehöre.«

»Ja, du gehörst jetzt zu uns«, entgegnete Friedrich. »Du hast deine Sache gut gemacht.«

»Ich muss mich noch an alles gewöhnen. In meinem Dorf bin ich nie unter die Leute gegangen. Ich hab mich verkrochen. Und wenn's nicht möglich war, hab ich versucht, mich klein zu machen. Mir hat der Rücken oft wehgetan, weil ich krumm gelaufen bin oder schief gesessen hab. ›Jetzt faltet die Josefa sich wieder zusammen«, hat der Vater oft gesagt. Und dann haben immer alle gelacht. Mir war's manchmal so schlimm, dass ich nicht mehr leben wollt. Und jetzt zieh ich hohe Schuhe an, die der Schuster nur für mich gemacht hat, und hab einen Hut auf dem Kopf, damit ich noch ein bisschen größer ausseh. Das ist so seltsam alles. Da muss ich mich noch dran gewöhnen.«

»Du hast deine Sache gut gemacht«, sagte Friedrich noch einmal. »Den meisten fällt es anfangs schwer. Ihr Leben lang sind sie begafft und verspottet worden. Nur wenn sie allein waren und niemand sie sehen konnte, hatten sie ihren Frieden. Und dann sollen sie raus auf die Bühne,

wenn hundert Menschen im Zelt sind oder noch mehr. Bei manchen geht das am Anfang gar nicht.«

»Als ich auf der Bühne stand, in der ersten Vorstellung, da hab ich mich gleich gut gefühlt. Die Leute haben mich nicht verachtet, das hab ich gespürt. Sie haben mich bewundert. Auf der Bühne bin ich keine Missgeburt, keine Strafe Gottes für meine Eltern. Ich bin die Riesendame Josefina Iwana Moskowina, eine Attraktion.«

»Wenn dich daheim deine Eltern weggesperrt hätten, und ein jeder hätt zwanzig Pfennige geben müssen, um dich zu sehen, dann wärest du auch von den Leuten in deinem Dorf bewundert worden. So sind sie nun mal, die Menschen, die normalen.«

»So wie es jetzt ist, ist es besser«, sagte Josefa, wandte ihr Gesicht der Sonne zu und schloss die Augen. »Ihr seid wie ich. Nicht normal zu sein, das ist für euch normal. Wenn ich mit euch zusammen bin, gafft mich niemand an. Dann bin ich einfach nur eine junge Frau mit langen Beinen, ein Mädchen aus einem kleinen Eifeldorf, die Josefa mit den schwarzen Haaren. Das ist schön. Das ist noch schöner, als bewundert zu werden.«

Der Rhein wälzte sich träge durchs gleißende Sonnenlicht. Josefa und Friedrich genossen die Kühle des Stroms. Sie stand bis zu den Knien im seichten Uferwasser, er bis zum Bauch.

»Einen schönen Badeanzug hast du«, sagte Josefa.

»Rot mit blauen Bördchen«, entgegnete Friedrich verlegen. »Ein Kindertrikot. Es gefällt mir nicht, aber ich konnte nichts andres finden.«

Die Fähre hatte am jenseitigen Ufer angelegt. Menschen gingen an Land, liefen die Uferböschung hinauf und verschwanden hinter dem trutzigen Mauerwerk, das sich dort drüben abweisend über dem Rhein erhob.

»Weißt du, wie die Burg heißt?«, fragte Josefa.

»Das ist eine Stadt«, sagte Friedrich, »die Feste Zons.«

»Eine Feste?«

»Ein altes Städtchen, von dicken Mauern umgeben, wie eine Festung«, erklärte Friedrich. »Da wurde früher ein Rheinzoll erhoben von den Schiffen, die hier vorbeifuhren. Deshalb war's eine wichtige Stadt. Und wichtige Städte wurden immer angegriffen. So war das. Dagegen haben die Menschen

sich mit Mauern geschützt. Und die wurden immer gewaltiger und immer höher in den Jahrhunderten.«

»Und die vielen Türme?«

»Tortürme, Wachtürme, Beobachtungstürme, was weiß ich.«

»Da in der Mitte, das ist ein Kirchturm«, sagte Josefa.

»Und rechts auf der Ecke, neben den Fachwerkhäusern, das ist der alte Zollturm. Das hab ich mal gehört, als ich drüben war. Und mitten in der Mauer stecken noch Kanonenkugeln von einem Krieg, den es irgendwann mal gegeben hat. Die hab ich gesehen.«

»Du warst mal in der Stadt?«

»Ja gewiss. Wir kommen öfter hier vorbei. Manchmal schlagen wir hier unser Nachtlager auf. Dann können wir mit der Fähre rüber und uns Zons angucken. Es ist schön zwischen den Stadtmauern. Enge, verwinkelte Gässchen und uralte Häuser. Ich werd's dir zeigen, wenn wir wieder mal über Nacht bleiben.«

Josefa nickte. »Das wäre schön«, sagte sie.

Hinter ihnen wieherte ungehalten ein Pferd.

Der starke Adam hatte einen ihrer Rappen am Halfter gepackt und versuchte, ihn von den Rheinwiesen zu ziehen. Das schwere Zugpferd schlug ungehalten mit dem Kopf. »Na komm schon, du alter Zossen«, knurrte Adam. »Hast genug Gras gefressen. Und lang genug Pause gemacht hast du auch. Jetzt geht's wieder an die Arbeit.«

Das Tier blieb störrisch.

Josefa und Friedrich hatten ihren Spaß an der Auseinandersetzung.

»Jetzt bin ich gespannt, wer von euch beiden stärker ist«, rief Friedrich.

»Er ist stärker«, gab Adam zu. »Aber ich bin der Klügere.«

Er tätschelte den Hals des Rappen und redete eine Weile leise auf ihn ein. Als er sich zum Gehen wandte, ohne das Halfter loszulassen, folgte das Pferd ihm mürrisch. Nach ein paar zögerlichen Schritten trottete es endlich bereitwillig neben ihm her.

»Was hast du zu ihm gesagt?«, wollte Josefa wissen.

»Dass zu viel frisches Gras ungesund für einen alten Gaul ist«, antwortete Adam.

Josefa schüttelte ungläubig den Kopf. Friedrich lachte.

»Ihr solltet aus dem Wasser kommen!«, rief Adam. »Wenn ich die Pferde eingespannt habe, geht es weiter.«

»Wo sind denn die anderen?«, fragte Friedrich.

»Die dösen noch irgendwo im Schatten vor sich hin.«

Josefa sah zu den vier Wohnwagen hinauf, die in einer Reihe auf dem Uferweg standen. Himmelblau hatte der Direktor sie streichen lassen für diese Kirmessaison, mit dunkelroten Fenstereinfassungen und ebenso roten Fenstersprossen und mit Schriftzügen in einem hellen, leuchtenden Rot. »Schaubude Marsilius«, las Josefa und »Kuriositäten aus aller Welt«. Den dritten Wagen verdeckten die Sträucher und Büsche, die am Rand des Uferwegs wuchsen. Auf dem vierten Wagen leuchtete über dem saftigen Grün des Gebüschs ein einziges Wort grell und rot in der Junisonne: »Abnormitäten«.

»Wie heißt die Stadt, in die wir fahren?«, fragte Josefa, während sie vorsichtig über die Rheinkiesel zum Ufer watete.

»Sterkrade. Ein Ort im Ruhrrevier, der aus allen Nähten platzt. Hütte. Zeche. Bergleute. Polen. Arbeiterkolonien. Jedes Jahr, wenn wir hinkommen, ist der Ort wieder größer geworden. Und jedes Jahr kommen mehr Leute zur Kirmes. Und immer mehr Schausteller kommen auch. Aber eine Stadt ist Sterkrade nicht, nur eine Bürgermeisterei.«

Josefa strich ihren Rock glatt. »Und die Kirmes, ist die schön?«

»Schön?« Friedrich zuckte mit den Achseln. »Im Ruhrgebiet geht's rauer zu als anderswo. Viele junge Kerle sind da auf den Kirmessen unterwegs, Bergleute und Hüttenarbeiter. Die saufen und prügeln sich gern. Und ein großes Maul haben sie, reden unanständig daher. Was unsereins da zu hören kriegt auf der Bühne, das ist nicht immer schön. Aber sie haben an den Kirmestagen ihre sauer verdienten Pfennige locker sitzen, die jungen Burschen. Und viele Leute kommen auch aus der Umgebung. Ist eben eine große Straßenkirmes mit Tradition, die Sterkrader Fronleichnamskirmes. Gut fürs Geschäft. Unser Zelt ist immer voll, bei jeder Vorstellung.«

»Wann werden wir dort sein?«

»Morgen. Am Nachmittag.«

* * *

»Ein so schönes Geschenk ist das, Wilhelm. Das ist schöner als ein Strauß roter Rosen.«

»Deine Rosen wirst du noch bekommen, meine Liebe. Die gehören dazu. Heute vor zehn Jahren haben sie dich geschmückt, und seitdem an jedem unserer Hochzeitstage. Und heute in zehn Jahren werden sie dich auch wieder schmücken, das versprech ich dir. Aber dieses Mal gibt es sie eben mit Verspätung.«

»Ach Wilhelm, wie gern ich die in Kauf nehme, die Verspätung, für so einen schönen Ausflug. Mit dem Schiff über den Rhein zu fahren, an so einem herrlichen Sonntag, das ist einfach wundervoll. Und hier, hier war ich auch schon so lang nicht mehr.«

Therese Grotedick schmiegte sich an den Arm ihres Gatten. Ihr Glockenhut verrutschte, und sie zog hastig den Kopf zurück. Dabei stieß sie mit dem Sonnenschirm gegen Grotedicks Hut. Er lachte. Seine Frau lächelte verlegen. Beide rückten ihre Kopfbedeckungen wieder zurecht.

Vor ihnen legte der Rheindampfer vom Landungssteg ab, mit dem sie vor ein paar Minuten angekommen waren.

»Was machen wir zuerst?«, fragte Wilhelm Grotedick.

»Ich weiß nicht recht.«

»Wir könnten am Schlossturm vorbei zum Marktplatz hinaufgehen. Der ist gleich da vorn. Von dort bummeln wir dann ein wenig durch die alten Gässchen in Richtung Königsallee.«

»Da will ich auf jeden Fall noch hin, auf die Kö. Die Auslagen in den Geschäften muss ich mir ansehen«, sagte Therese entschieden.

»Ja, sicher musst du das«, erwiderte ihr Mann schmunzelnd.

»Aber hier unten am Wasser ist es so schön. Hier würd ich gern noch ein wenig promenieren. Vielleicht bis zu der Brücke dahinten.«

»Ja, gut.«

»Und dann könnt es vielleicht sein, dass ich bald Appetit bekomme. Es geht ja schon auf Mittag zu.«

»Das will ich hoffen, dass du Appetit bekommst«, entgegnete Wilhelm Grotedick fröhlich. »Mir knurrt jetzt schon der Magen.«

»Und wo essen wir etwas?«

Grotedick deutete mit dem Kopf an der schiefen Kirchturmspitze von Sankt Lambertus vorbei. »Da oben kenn ich ein altes Brauhaus, sehr gemütlich«, sagte er.

»Ein Brauhaus? Ist das nicht ein bisschen gewöhnlich?«, fragte Therese enttäuscht.

»Ja gewiss, da hast du wohl recht. Also schlendern wir jetzt über die Promenade und halten nach einem feinen Gasthaus Ausschau, nach einem mit Rheinblick, wenn du magst.«

Therese strahlte. »Na, dann komm«, sagte sie und zog ihren Mann am Arm mit sich. »Und nach dem Essen bummeln wir über die Kö.«

Grotedick nickte. »Wir müssen ja nicht unbedingt mit dem Schiff zurück. Wir können auch die Eisenbahn nehmen. Damit sind wir in einer Stunde zu Hause. Wenn wir erst mit dem Dampfer bis Ruhrort fahren und von dort mit dem Zug weiter, dann sind wir doppelt so lange unterwegs, mindestens.«

»Mit dem Schiff wär's aber schöner«, entgegnete Therese. »Es reicht doch, wenn wir am Abend zurück sind. Die Mädchen sind bei der Marta in guter Obhut. Und die Frau Hellweg sieht auch zwischendurch mal nach ihnen. Das hat sie mir versprochen. Da haben wir es doch nicht eilig.«

»Ich möchte vor dem Abendessen zu Hause sein, damit wir uns noch ein wenig ausruhen können. Es wär doch schade, wenn wir an unserem Hochzeitstag zu müde wären für einen netten Abend zu zweit.«

»Ein netter Abend zu zweit?« Therese kicherte. »Ich kann mir schon denken, was du meinst.«

Arm in Arm schlenderten Wilhelm und Therese Grotedick über die Düsseldorfer Rheinpromenade, wo an diesem wolkenlosen Sonntag hunderte Spaziergänger die überraschend warme Frühlingssonne genossen und die kühlen Brisen, die hin und wieder über den Rhein strichen.

»Dass wir am zweiten Juni ein Wetter wie im Hochsommer haben, das gibt's auch nicht oft«, sagte Grotedick, fuhr mit einem Finger hinterm steifen

Hemdkragen an seinem schwitzenden Hals entlang und versuchte, mit einem leichten Ruck seinen Binder zu lockern.

Therese stieß ihn mit dem Ellenbogen an. »Schau mal da! Das weiße Voilekleid mit den rosa Stickereien! Ist das nicht prächtig? So etwas kriegst du in Sterkrade nicht zu sehen. Da ist immer alles so eintönig und trist. Nur dunkle Kleider und Schürzen.«

»Zweckmäßig ist das, was die Frauen in Sterkrade anziehen, nicht fürs Promenieren gemacht, sondern fürs Arbeiten«, entgegnete Grotedick.

Wieder stieß Therese ihn an. »Ein Paillettekleid aus reiner Seide. Wie elegant! Das hat bestimmt über vierzig Mark gekostet.«

»Viel billiger war dein Kleid auch nicht, meine Liebe.«

»Ich wüsste zu gern, was die Katarina denken würd, wenn sie all die feinen Leute hier sähe.«

»Sie würde staunen.«

»Und ein bisschen neidisch wär sie auch.«

»Das glaub ich nicht. Deine Schwester weiß, wo sie hingehört und dass sie sich in der Zechensiedlung nur lächerlich machen würde mit einem Seidenkleidchen.«

»Aber manchmal bedauert sie es gewiss, dass sie auf diesen Bergmann hereingefallen ist, diesen versoffenen Sozialdemokraten, und dass sie keinen Beamten abgekriegt hat wie ihre kleine Schwester.«

»Nicht jedes Polenmädchen kann einen deutschen Beamten abkriegen«, sagte Wilhelm Grotedick lachend.

»Wir sind keine Polenmädchen«, erwiderte Therese ungehalten. »Wie oft hab ich dir das schon gesagt!«

»Ist ja gut, meine Liebe. War doch nur ein Scherz.« Grotedick legte einen Arm um seine Frau und drückte sie sanft an sich.

Eine Weile ging Therese schmollend neben ihrem Gatten her. Dann hatten die Kleider der Düsseldorfer Damen sie wieder in ihren Bann gezogen.

»Guck doch mal, diese feinen Valenciennes-Einsätze in dem gestreiften Kleid. Die sind garantiert von Hand geklöppelt. Und dazu der Florentinerhut mit der Garnitur aus Seidenband und Blumen. Ist das nicht pompös? Was man hier an Putz sieht, das ist einfach himmlisch.«

»Dein Hütchen ist genauso hübsch.«

»Nun ja, sie ist recht chic, die Glockenform, und durchaus modern. Das ist wahr.«

»Und die Seidenrose daran passt wunderbar zur Farbe deines neuen Kleides.«

»Ja, mit meinem neuen Sommerkleid kann ich mich schon sehen lassen«, stellte Therese zufrieden fest.

»Ich fühl mich in meinem hellen Anzug auch ganz wohl.«

»Das kannst du auch, Wilhelm. Siehst du, wie viele Herren hier einreihige Sakkos tragen. Ich hab's dir ja gesagt. In diesem Jahr muss auch der feine Herr nicht mehr unbedingt im steifen Zweireiher daherkommen.«

»Wer uns ansieht, uns beide, der denkt sicher, dass wir dazugehören, zu diesen feinen Düsseldorfer Herrschaften«, vermutete Grotedick.

»Wir sind feine Herrschaften«, sagte Therese entschieden, »der Herr Bürgermeistersekretär und seine Gattin. Die Bäckersfrau, die hat mich dieser Tage sogar mit ›Frau Amtsvorsteher‹ angeredet.«

»Na, das bist du ja auch«, sagte Wilhelm Grotedick fröhlich. »Dein Herr Gemahl ist schließlich der Vorsteher vom Melde- und Militäramt der Bürgermeisterei Sterkrade.«

»Ist der Johann dir jetzt eigentlich unterstellt?«

»Nein, mit dem Kriminalamt haben wir nichts zu tun. Aber einen höheren Rang als dein Bruder, den hab ich jetzt schon im Rathaus.«

»Ja, Wilhelm, du hast es weit gebracht. Ich bin stolz auf dich.«

Als ihr Mann stehenblieb, um einem Schleppkahn nachzuschauen, der zwei Kohlenschiffe rheinaufwärts zog, sagte Therese: »Er ist golden, der Rhein. Im Sonnenlicht ist er golden. Siehst du das?«

»Du Fürst der Ströme, du goldener Rhein, du Schmuck der germanischen Auen«, rezitierte Grotedick feierlich.

»Schön hast du das gesagt, Wilhelm, wirklich schön.«

»Das sind Worte von Joseph Schregel, dem Dichter. Er hat sie gewiss an einem Tag wie diesem geschrieben.«

Arnold und Michael waren ausgelassen die Stufen der breiten Steintreppe hinaufgetollt. Jetzt standen die beiden Jungen beeindruckt zwischen den mächtigen Brückentürmen und schauten über die endlos lange Rheinbrücke hinweg zum Homberger Ufer hinüber.

Es dauerte eine ganze Weile, bis Theodor Kückelmann und seine Tochter Bernhardine die Jungen eingeholt hatten.

»So ihr beiden, jetzt ist es mit der Rennerei vorbei! Ihr verschreckt ja die Spaziergänger. Und wenn wir gleich unten im Hafen sind, dann bleibt ihr bei uns. Das ist viel zu gefährlich sonst. Ist das klar?«

»Ja, Vater«, sagte Arnold.

»Ja, Großvater«, sagte Michael.

»Sei nicht so streng mit den Jungen! Ein bisschen toben müssen sie schon, damit sie ihren Spaß haben«, beschwichtigte Bernhardine.

»Na ja«, sagte Theodor Kückelmann, nahm seinen Hut vom beinahe kahlen Kopf und fächerte sich damit Luft zu. »Dass es heute so warm werden würde, Anfang Juni, wer hätte das gedacht.«

»Guck mal, Tante Bernhardine!« Michael hatte die Tafel mit den Brückentarifen entdeckt. »Das Brückengeld beträgt für Kinder unter zehn Jahren und Schüler auf dem Schulwege fünf Pfennige, für andere Personen zehn Pfennige«, las er vor, »für Tiere fünf bis dreißig Pfennige, für Fuhrwerke und Kraftwagen fünf bis hundertzwanzig Pfennige.«

»Lass mal gut sein!«, unterbrach Kückelmann seinen Enkel. »Wir gehen da nicht rüber. Ich wollte mir die Brücke nur mal ansehen. Als ich zuletzt hier war, vor sieben Jahren, mit deiner Großmutter, mit eurer Mutter, da gab es sie noch nicht.«

»Seht mal da unten, die vielen Schiffe!«, rief Arnold.

»Ja, dahin gehen wir jetzt«, sagte sein Vater.

»Fließt da die Ruhr in den Rhein?«

»Das hier unten ist nur ein Hafenbecken, der Kaiserhafen. Dahinter siehst du noch ein Hafenbecken, und dahinter mündet die Ruhr in den Rhein.«

Über die Brücke näherte sich hupend ein offener Personenkraftwagen.

»Passt auf!«, rief Bernhardine und zog die Jungen von der Fahrbahn weg.

Der Wagen fuhr an ihnen vorbei. Die Augen des Fahrers waren hinter einer klobigen Automobilbrille verborgen. Seine englische Lederkappe hatte er tief ins Gesicht gezogen.

»Das war ein reicher Mann«, stellte Michael fest.

»Mit so einem Motorwagen möchte ich mal fahren«, sagte Arnold.

Das Automobil verschwand knatternd in den Straßen von Ruhrort.

Michael beobachtete einen Raddampfer, der unter der Brücke hindurch rasch rheinabwärts glitt.

»Ich wäre lieber mal auf einem Schiff«, sagte er. »Wo fährt es wohl hin, Tante Bernhardine?«

»Vielleicht bis zum Meer.«

Versonnen sah Michael dem Dampfer nach. »Ich war noch nie auf einem Schiff, noch nie in meinem Leben.«

Bernhardine lachte. »Was denkst du dir? Noch niemand von uns war das.«

»Ihr seid wohl verrückt, ihr beiden Burschen«, ereiferte Kückelmann sich. »Da reist ihr heute zum ersten Mal mit der Eisenbahn, erzählt mir noch vor ein paar Minuten, wie gut euch das gefallen hat und dass ihr euch schon auf die Rückfahrt nach Sterkrade freut, und jetzt wollt ihr plötzlich in ein Automobil und aufs Schiff. Als müsstet ihr das ganze Leben an einem Tag entdecken!«

Als Theodor Kückelmann, seine Tochter Bernhardine, sein Sohn Arnold und Michael, der Sohn seiner verstorbenen Tochter Marie, kurz darauf an der Schifferbörse vorbei über die Hafensperrmauer schlenderten, hatten die Jungen ihr Versprechen, bei den Erwachsenen zu bleiben, längst wieder vergessen. Sie rannten an der Kaimauer auf und ab und zählten die Masten der Kutter und die Schornsteine der Dampfer.

»Ein Schiff mit einem roten Kamin, sieh mal Onkel Arnold!«

»Du sollst nicht Onkel zu mir sagen, du Idiot!«

»Aber du bist doch mein Onkel!«, rief Michael lachend.

»Trotzdem. Lass das!«

»Und viel älter als ich bist du auch. Ein ganzes Jahr. Und bald musst du auf die Hütte zur Maloche.«

»Wenn ich dich kriege, setzt es was!«

»Kriegst mich aber nicht!« Michael rannte zum Kaiser-Wilhelm-Denkmal hinüber. Arnold verfolgte ihn johlend.

»Lass sie nur!« Bernhardine legte ihrem Vater besänftigend eine Hand auf den Arm. »Sie passen schon auf sich auf. Komm, wir setzen uns da auf die Bank!«

Als Theodor Kückelmann seine Jacke ausgezogen, die Ärmelhalter abgestreift, die Hemdsärmel hochgekrempt und seine Hosenträger ein wenig gelockert hatte, sagte er: »Gut, dass ich keinen Kragen umgelegt habe. Es ist wirklich warm heute.«

Dann setzte er sich, kramte seine Pfeife hervor, stopfte Tabak hinein, entzündete ihn mit einem Streichholz, zog seine Hutkrempe tief über die Augen und fügte hinzu: »Bei so einem Wetter am Wasser zu sitzen, das ist gut.«

Bernhardine seufzte. »Ein wunderschöner Tag für einen Ausflug ist das. So könnt es jeden Sonntag sein.«

»Dein Vater ist Dreher bei der Gutehoffnungshütte und kein Generaldirektor.«

»Ich weiß«, sagte Bernhardine. »Und im Sterkrader Wald und im Volkspark ist es ja auch schön. Aber eine Fahrt an den Rhein, das ist eben was besonders Schönes.« Sie strich eine blonde Haarsträhne von ihrer Stirn und schloss die Augen.

»In den letzten Jahren sind wir nicht mehr aus Sterkrade rausgekommen. Jetzt, wo das Haus abbezahlt ist, können wir es wieder«, stellte Theodor Kückelmann fest. »Ab und zu wenigstens. Dafür sollten wir dankbar sein.«

»Ich bin dir dankbar, Vater.«

»Dank lieber unserem Herrgott!«

Die Jungen lagen mittlerweile einträchtig nebeneinander im Gras und beobachteten ein Taubenpärchen, das sich gurrend auf dem Kaiserdenkmal niedergelassen hatte.

»Schade, dass die Marta heut nicht frei bekommen hat«, sagte Bernhardine.

»Sie ist nun mal Dienstmädchen bei den Grotedicks. Und wenn der Herr Amtsvorsteher und seine Gattin einen Sonntagsausflug machen, dann muss

sie auf die Kinder aufpassen. Das ist eben so.«

»Ja natürlich. Und die Marta ist ja auch recht zufrieden mit ihrer Stellung.«

»Dass es ein evangelisches Haus ist, das gefällt mir nicht besonders«, sagte Kückelmann und blies Qualmwölkchen in die Frühlingsluft.

Bernhardine saß schweigend neben ihrem Vater in der Sonne. »Unsere Familie ist so klein geworden. Das ist seltsam«, stellte sie nach einer Weile fest. »Früher, als noch alle da waren, da ging's fröhlicher zu, denk ich oft.«

»Kinder verlassen irgendwann ihr Elternhaus. So geht's nun mal zu im Leben. Nur wenn sie so früh sterben müssen, wie deine Schwester Marie, dann ist es schwer zu ertragen. Und dass die Mutter schon von uns gehen musste, das ist ein Jammer. Für mich und für den Arnold ist es ein Segen, dass du noch im Haus bist.«

»Daran wird sich nichts ändern, Vater. Ich führ gern den Haushalt für uns drei.«

»Und wenn du doch noch heiraten möchtest, irgendwann, dann werd ich dir keinen Stein in den Weg legen. Das weißt du.«

»Es wird sich nichts ändern«, wiederholte Bernhardine.

»Vielleicht überlegt der Johann es sich ja doch noch eines Tages.«

»Er ist der Mann meiner Schwester.«

»Deine Schwester Marie ist seit elf Jahren tot.«

»Seit zwölf, Vater. Der Michael ist zwölf jetzt, also ist die Marie seit zwölf Jahren tot.«

»Ja, natürlich.« Kückelmann nickte nachdenklich. »Ich bin froh, dass der Junge heute mit uns gekommen ist.«

»Ja, für die Jungen ist das ein Erlebnis«, sagte Bernhardine.

»Am liebsten hätt ich, er käme ganz zu uns, der Michael. Dass er bei diesem Sozialdemokraten in der Zechensiedlung aufwächst, das kann nicht gut für ihn sein. Und sein Vater, der könnt sich auch mehr um ihn kümmern.«

»Du weißt genau, dass der Johann das nicht kann, in seinem Beruf als Kriminalwachtmeister.«

Theodor Kückelmann sah sich um. »Wo sind sie denn jetzt, der Arnold und der Michael?«

»Dahinten seh ich sie. Sie werden schon zurückkommen. Spätestens wenn sie Hunger kriegen.«

»Den hab ich übrigens schon eine Weile.«

»Wir hätten Brote mitnehmen sollen. Ich hätt sie uns fein belegt.«

»Unsinn«, entgegnete Kückelmann. »Heute lassen wir uns verwöhnen. Das gehört zu einem Ausflug dazu. Einen gemütlichen Gasthof, vielleicht ein schönes Brauhaus, wo es einen preiswerten Mittagstisch, ein kühles Bier und eine feine Limonade gibt, werden wir in Ruhrort sicher finden. Und wenn wir uns gestärkt haben, dann machen wir noch einen Spaziergang durch die Rheinauen, bevor wir zurückfahren nach Sterkrade.«

»Am Ende wird er dich mehr als zehn Mark kosten, unser Ausflug. Mit den Fahrkarten und dem Essen«, sagte Bernhardine.

»Das wird er wohl. Aber das ist er mir wert, dieser schöne Tag.« Theodor Kückelmann lächelte zufrieden und entzündete seine kalt gewordene Pfeife noch einmal.

»Ich könnt ja was dazulegen«, schlug Bernhardine vor.

»Soweit kommt es noch«, sagte ihr Vater energisch, »dass ich dir das kleine Taschengeld, das ich dir geben kann, nachher wieder abknöpfe. Nein, nein! Du sparst doch auch auf irgendwas. Ist das nicht so?«

»Ja, auf eine neue, weiße Sonntagsbluse. Die hier, die ist schon ein wenig durchgeschlissen an den Ärmeln«, antwortete Bernhardine.

* * *

»Manchmal bin ich ganz froh, keine Dame zu sein. An einem Tag wie diesem, da denk ich, dass unsereins es doch recht gut getroffen hat.«

»Wie kommst du denn darauf?«

»Na, hast du dir die beiden feinen Frauenzimmerchen mal angeguckt, die uns in Walsum vorm Rathaus begegnet sind. Unterkleid, Korsett, Voilekleid mit Kragen und dazu Hut und Lackstiefelchen. Ich würd verrückt, wenn ich so eingeschnürt wäre. Ich hab mir heute Morgen meine Bluse und den Rock übergestreift, und das war's.«

»Du hast nichts drunter? Gar nichts?«

Paula Leschinsky lachte. »Warum sollte ich? Bei der Hitze.«

»Weil's unanständig ist, so ohne Leibwäsche rumzulaufen.«

»Ach, Katarina!« Paula saß neben der Freundin im warmen Sand am Rheinufer bei Walsum. »Mach dir das Leben doch nicht noch schwerer, als es ist!« Sie ließ sich auf den Rücken fallen, zog ihren graublauen Baumwollrock hoch bis zu den Oberschenkeln, legte ihre Arme unter den Kopf und schloss die Augen. »Die Sonne auf dem Leib zu spüren, das ist schön«, sagte sie. Und nach einer Weile fügte sie hinzu: »Und wenn's mal was Schönes gibt, was wir einfachen Leute uns leisten können, dann soll's unanständig sein.«

Katarina Ingenbold schwieg.

»Deine Pfaffen sagen das. Ich weiß. Die haben uns gern zerknirscht und kleinlaut, damit wir ihre Kirchen füllen und ihre Klingelbeutel.«

»Red nicht so gottlos daher!«, sagte Katarina ungehalten. »Als wärest du nicht auch eine katholische Frau.«

»Lass mich das mal mit unserem Herrgott ausmachen. Ich glaub, ich versteh mich recht gut mit ihm«, erwiderte Paula leichthin. »Den Pfaffen, den traue ich schon lang nicht mehr. Diener des Herrn wollen die sein? Diener der Industriearbeiter sind sie. Denen spielen sie in die Karten, wenn sie die einfachen Leute kleinlaut und duckmäuserisch halten.«

»Jetzt sprichst du wie mein Ludwig.«

»Es ist keine Schande, so zu reden wie ein Gewerkschaftler und ein Sozialdemokrat. Bestimmt nicht.«

»Das weiß ich ja. Aber dass man nicht ein Sozialdemokrat und ein guter Katholik zugleich sein kann, das will mir nun mal nicht in den Kopf.«

»Na, darüber sprich mal mit deinem Herrn Pastor. Erklär das dem mal, dass es keine Sünde ist, die niederrheinische Arbeiterzeitung zu lesen und für mehr Lohn und bessere Arbeitsbedingungen zu kämpfen!«

»Das sagt der Ludwig auch immer so.«

»Und der Onkel Heinrich, der sagt, dass es unchristlich ist von der Kirche, wenn sie die Arbeiter verdammt, die für ihre Rechte kämpfen.«

Katarinas Blick irrte über den flirrenden Strom zum jenseitigen Ufer hinüber, wo der Kirchturm von Orsoy wie ein mahnender Finger aus dem

flachen Land emporragte.

»Wo ist der eigentlich, der Onkel Heinrich?«, fragte sie.

Paula setzte sich auf, zog ihren Rock über die Knie und deutete mit dem Kopf auf ein Gebüsch in der Uferwiese. »Dahinter hat er sich gelegt. Ein bisschen schlafen wollte er.«

»Der lange Fußmarsch hat ihn sehr angestrengt.«

Paula nickte. »Als ich vorigen Sommer mal mit dem Pawel hier war, da haben wir kaum mehr als zwei Stunden gebraucht von der Kolonie Dunkelschlag bis Walsum. Der Onkel Heinrich kann eben nicht mehr so, wie er will. Die Beine tun es noch, aber die Luft bleibt ihm weg, wenn's zu schnell vorwärts geht. Wenn die Lunge voll Steinstaub sitzt, dann ist das eben so.«

»Dabei ist er immer so gern unterwegs gewesen«, sagte Katarina. »Wo der schon überall war!«

»Durch den Spessart, den Taunus und durch die Eifel ist er schon gewandert.« Paula Leschinsky seufzte leise. »Den Rhein hat er gesehen, bis rauf nach Mainz. Und über alles hat er so schöne Gedichte geschrieben.«

»Ja, das hat er«, sagte Katarina. »Er ist ein bedeutender Mann, der Onkel Heinrich. Und trotzdem ist er einer von uns.«

»Was hältst du davon«, fragte Paula nach einer Weile, »wenn wir ihn heute Abend in Walsum in die Straßenbahn setzen? Dann kann er bis Aldenrade fahren. Das ist ein Drittel des Weges immerhin. Wir anderen könnten dann zügig marschieren. Und wenn er gemütlich an Wehofen und Holten vorbei in Richtung Heimat spaziert, dann holen wir ihn bestimmt noch vor Sterkrade wieder ein. Die Straßenbahnfahrt für ihn kostet höchstens zwanzig Pfennige. Wir könnten zusammenlegen.«

»Eine gute Idee«, befand Katarina Ingenbold. »Aber wenn die Kinder heute Abend müde sind, dann können wir auch ohne den Onkel Heinrich nicht so schnell laufen.«

»Dann setzen wir eben die Kleinen in den Handkarren. Wenn wir die Brote und den Kartoffelsalat gegessen haben, müsste das gehen.«

»Da hinten kommt die Bagage«, sagte Katarina.

»Hat ja nicht lange gedauert, die Besichtigung des Hafens«, stellte Paula fest.

Noch ein gutes Stück rheinaufwärts tanzten die drei Töchter der Ingenbolds fröhlich um ihren Vater und um ihren jüngsten Bruder herum, der an der Hand des Vaters ging. Der neunjährige Karl Ingenbold und Paulas Sohn Leo suchten am Ufer nach flachen Steinen, die sie übers Wasser springen ließen. Pawel und Karol, die beiden polnischen Kostgänger von Paula Leschinsky, schauten den Jungen dabei zu.

»Sie verstehen sich besser, seitdem sie zusammen gestreikt haben, dein Ludwig und meine beiden Polen«, sagte Paula.

Katarina nickte. »Es hat ihm gefallen, dass die polnischen Bergleute sich nicht von den Christlichen haben einwickeln lassen. Aber einer von den Pollackenhasern ist der Ludwig sowieso nie gewesen. Schließlich ist er mit einer geborenen Zomrowski verheiratet.«

»Ach ja, das vergess ich immer. Dein Vater war ja Pole. Ist viel zu früh gestorben, genau wie deine Mutter.«

»Kurz vor ihrem Fünfzigsten war sie. Darmverschlingung«, sagte Katarina. Ihr Blick fand die Kirchturmspitze am anderen Ufer wieder. »Und ein Jahr später ist der Vater im Berg geblieben.«

»Mein Leschinsky war gerade erst dreißig. Vier Jahre ist das jetzt schon wieder her.«

»Wie du dich allein durchgeschlagen hast, seitdem! Ich glaub, das könnt ich nicht.«

Paula zuckte mit den Achseln. »Hab eben bei allem noch Glück gehabt, dass ich mit dem Jungen in dem Zechenhaus bleiben konnte und dass ich ein bisschen von der Knappschaft kriege. Mit dem Kostgeld vom Pawel und vom Karol und vom Onkel Heinrich dazu ist es nicht so schwierig, den Leo und mich durchzubringen.«

»Dafür hast du drei Kerle im Haus, mit deinem Leo sogar vier, und jede Menge Arbeit, mit der Dreckswäsche vom Pütt und allem.«

Paula lachte. »Mir gefällt es ganz gut, so wie es ist.«

»Ich bin froh, dass der Michael bei uns wohnt«, sagte Katarina. »Er ist uns ans Herz gewachsen wie unsere eigenen. Und der Johann zahlt gut für ihn.

So gut, dass wir uns keinen fremden Kostgänger ins Haus nehmen müssen.«

»Na, der kann es sich ja auch leisten, dein Herr Bruder.«

»Neidest du's ihm?«

Paula schüttelte den Kopf »Nein, dem Johann neide ich es nicht. Er ist ein anständiger Kerl geblieben, obwohl er einer von den Kriminalen geworden ist. Sogar der Onkel Heinrich hat ihn immer noch gern. Wenn der sich noch mal eine Frau nehmen wollte, der Johann, dann könntest du ihn zu mir schicken.«

Katarina lachte. »Würd ich gerne tun«, sagte sie. »Glaub's mir. Ohne ein Weib wird so einer am Ende nur seltsam. Dass er nicht weiß, wo er hingehört, denk ich oft vom Johann, und dass er deshalb nur für seinen Beruf lebt.«

»Wie lang ist er jetzt schon verwitwet?«, wollte Paula wissen.

»Vor zwölf Jahren, als der Michael geboren wurde, ist die Marie ihm im Kindbett weggestorben.«

Eine Weile schwieg Paula Leschinsky nachdenklich. »Warum ist der Junge heute eigentlich nicht mit uns gekommen?«, fragte sie dann.

»Die Kückelmanns machen auch einen Ausflug, nach Ruhrort, mit der Eisenbahn. Und die wollten ihn gern mitnehmen. Da war der Michael natürlich ganz begeistert. Mit der Eisenbahn ist er noch nie gefahren.«

»Das können die sich leisten, die Kückelmanns?«

»Jeden Sonntag gewiss nicht. Aber die Gelernten auf der Hütte, die verdienen ganz gut. Das hört man doch immer wieder. Und der alte Kückelmann ist Dreher im Maschinenbau.«

Ludwig Ingenbold, seine Kinder, Paulas Sohn Leo und die beiden jungen Polen kamen nur langsam näher. Immer wieder blieben sie stehen und winkten zu Ausflugsschiffen und Schleppzügen hinüber, die rheinaufwärts dampften und rheinabwärts zogen.

Katarina kniff die Augen zusammen und sah angestrengt über die sonnenglitzernde Wasserfläche hinweg. »Sieh mal da drüben, die vier Burschen in den bunten Sporttrikots, die tragen ein Ruderboot zum Wasser runter.«

»Die haben uns bestimmt hier sitzen gesehen und kommen jetzt rüber«, scherzte Paula.

»Das hättest du gerne, was?«

»Nein, danke!« Paula lachte. »Im Moment hätt ich lieber ein Wurstbrot mit Kartoffelsalat und dazu ein schönes kühles Bier.«

»Oh je, das Bier!« Katarina seufzte. »Das ist bestimmt pipiwarm.«

»Nein, ist es nicht«, sagte Paula fröhlich. »Sieh mal, da vorne im Wasser!« Tief ins Kiesbett gedrückt, so dass sie nicht umfallen konnten, standen da, vom kühlen Rheinwasser umspült, sechs große Flaschen Bier.

»Wunderbar!«, sagte Katarina.

* * *

»Diese Weite! Das gefällt mir, dass man sehen kann, wo die Erde an den Himmel stößt. Und die Stille! Keine Droschken, keine Straßenbahnen, keine Motorwagen und keine Menschen. Nirgendwo lärmende Menschen!«

»Wenn du nicht so viel erzählen würdest, wäre es noch ruhiger«, sagte Johann Zomrowski erheitert.

Jakob Lengeling ließ sich nicht bremsen. »Und die Luft, die ist einfach wundervoll. Man kann endlich noch mal durchatmen. Ganz frei.«

Die beiden Männer, die nebeneinander auf dem Rheindeich saßen, hatten ihre Sportsandalen ausgezogen und ihre Stutzen von den Waden gestreift. Zomrowski hatte die Knopfleiste seines weißen Trikothemdes geöffnet, Lengeling war nur noch mit der knielangen Radfahrerhose bekleidet. Sein Sporthemd lag neben den Rucksäcken im Gras. Er trank einen Schluck Wasser aus seiner Taschentrinkflasche.

Die Blicke der Männer streiften ziellos durch die sonnenüberflutete niederrheinische Landschaft zu ihren Füßen, durch deren leuchtendes Auengrün sich in einem weiten Bogen das glitzernde Band des Stromes zog.

Johann Zomrowski zwirbelte die Spitzen seines kräftigen Schnauzbartes. »Wir können auch in Sterkrade frei atmen, du und ich, viel freier jedenfalls als die Männer untertage und an den Hochöfen«, sagte er nach einer Weile.

»Ja. Sicher.« Jakob Lengeling sah den Freund erstaunt an. »Trotzdem tut es gut, ab und zu rauszukommen aus der Enge des Ruhrreviers und aus dem

ganzen Betrieb da, einfach mal weit weg zu sein von meiner Schule und von deinem Kriminalbüro. Und die Luft ist hier nun mal besser, sie ist rein und klar.«

»Hast schon recht, Köbes! Es gibt nur viele, die es nötiger hätten als wir, am Sonntag mal den ganzen Schlamassel hinter sich zu lassen. Und so etwas«, Zomrowski deutete auf die beiden Fahrräder, die unter ihnen im Gras lagen, »so etwas können die sich nicht leisten. Die drängen sich heute im Volkspark umeinander oder marschieren zu Hunderten durch die Heide.«

»Das, mein lieber Herr Kriminalwachtmeister, klingt jetzt aber sehr nach sozialdemokratischem Gedankengut«, entgegnete Lengeling mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Ja gewiss, Herr Hauptlehrer. Wenn einem Mann irgendwas nicht gefällt an dieser wunderbaren Welt, die unser Herrgott und unser allergnädigster Kaiser doch aufs Beste eingerichtet haben, dann macht er sich natürlich höchst verdächtig«, sagte Zomrowski spöttisch. »Und wenn so einer auch noch der Sohn eines polnischen Bergmanns ist und selbst ein paar Jahre untertage war, dann ist er ganz ohne Frage ein Sozialdemokrat.«

»Mein Vater hat sich auch krumm gearbeitet, damals in der Gießerei, als wir noch nebeneinander in der Schule gesessen haben. Und ich hab gewiss ein Herz für die kleinen Leute«, sagte Lengeling ärgerlich. »Aber was du willst, das ist verkehrt. Du willst die Welt auf den Kopf stellen. Was du von dir gibst, das ist sozialdemokratische Jauche.«

Er sprang auf, lief ein paar Schritte über den Kamm des Deiches, blieb stehen, breitete die Arme aus und brüllte über die menschenleere Rheinebene hinweg: »Wir fordern ein Fahrrad für jeden Kumpel und für jeden Hüttenarbeiter! Und zwar eins der Marke Excelsior, ein hochelegantes Kavaliererrad mit allerneuester Ausstattung für einhundert Mark, so wie der Herr Kriminalwachtmeister Zomrowski es seit neuestem fährt. Und damit die Arbeiterfrauen nicht mehr zu leiden haben unter der Ausbeutung ihrer Männer, fordern wir für jeden Haushalt eine Waschmaschine der Marke Saalfeldia mit Wäschebeweger für vierundvierzig Mark, wie sie der Herr Hauptlehrer Lengeling jüngst für seine Gemahlin angeschafft hat.«

Ein paar schwarzbunte Kühe waren hinter dem Rücken des Redners herangetrabt, blieben am Fuß des Deiches stehen und schauten gemächlich kauend zur Deichkrone empor.

Zomrowski klatschte in die Hände. »Bravo!«, rief er. »Du verstehst es wirklich, dein Publikum zu begeistern.« Lengeling drehte sich um, lachte und verbeugte sich theatralisch vor den Rindviechern.

Als die Kühe wieder davongetrabt waren und die Männer eine Weile schweigend die Schiffe beobachtet hatten, die durch die Rheinschleife zogen, sagte Lengeling: »Den Arbeitsleuten geht es heute besser, als es unseren Vätern gegangen ist. Unsere Sozialgesetzgebung ist einmalig in der Welt, weil der Kaiser selbst sich immer für das Wohl der Arbeiterschaft eingesetzt hat. Die Sozialdemokratie ist ein gefährlicher Irrtum.«

»Ich hab nie etwas anderes behauptet«, entgegnete Zomrowski.

»Sei vorsichtig, Johann! Dass du deinen Jungen bei einem Sozialdemokraten aufwachsen lässt, das macht dich angreifbar. Ich versteh es sowieso nicht, dass du den Michael nicht zu deiner anderen Schwester gibst, zu der Therese und zum Grotedick.«

»Unsinn!«, sagte Zomrowski schroff. »Da gehört er nicht hin. Da würd er sich am Ende nur für was Besseres halten, genau wie die Therese. Die weiß doch schon lange nicht mehr, wo sie herkommt.«

»Und warum lässt du den Michael nicht bei deinem Schwiegervater in der Reinersstraße? Die Kückelmanns sind anständige Leute. Und der Arnold ist in seinem Alter. Der ist bei mir in der Abschlussklasse, ein aufgeweckter Junge.«

»Der Michael war jetzt all die Jahre bei den Ingenbolds. Das ist sein Zuhause. Meine Schwester Katarina liebt den Jungen, als wär's ihr eigener. Und der Ludwig ist gut zu ihm. Und die beiden brauchen das Kostgeld.«

»Es ist nicht richtig, Johann. Im Rathaus könnten sie es dir ankreiden, dass dein Junge in so einem Haus aufwächst. Beim Streik im März war der Ludwig Ingenbold ganz vorne mit dabei.«

»Jetzt lass mal gut sein, Köbes! Sonst versaut die Politik uns am Ende noch den schönen Ausflug.«

»Ich mein ja nur, Johann. Es wäre schade, wenn du es nicht zum Kommissar bringen würdest, wegen so einer Dummheit.«

»Wo sind wir hier eigentlich?«, fragte Zomrowski und sah sich um.

»Das ist Mehrum und da ist Ork, und dahinter geht's auf Spellen zu.«

»Ach ja. Und in Spellen wollen wir zu Mittag essen?«

Jakob Lengeling nickte. »So hatte ich's mir gedacht. Und dann können wir uns überlegen, ob wir noch einen Abstecher nach Wesel machen oder ob wir über Voerde und Dinslaken zurück in Richtung Sterkrade radeln.«

»Na gut, dann lass uns weiterfahren!«, schlug Zomrowski vor.

»Nun mal nicht so schnell, Johann! Ich würd gern noch ein Weilchen hier die Sonne genießen und den Blick auf den Rhein. Kannst es wohl nicht abwarten, wieder auf dein Fahrrad zu kommen!«

Zomrowski lachte. »Ein paar Minuten halt ich es schon noch aus hier. Aber es macht wirklich Spaß mit dem neuen Rad. Es hat eine etwas größere Übersetzung als das alte, und es tritt sich trotzdem nicht schwerer. Die Naben sind viel leichtläufiger.«

»Ist eine elegante Maschine«, befand Lengeling.

»Und wiegt nur dreizehneinhalb Kilo, voll ausgestattet.«

»Mehr nicht?« Jakob Lengeling zeigte sich beeindruckt.

»Na ja, treten muss man trotzdem noch«, stellte Zomrowski grinsend fest.

»Und der Preis ist natürlich auch entsprechend. Hast du wirklich hundert Mark bezahlt?«

»Mit allem Drum und Dran wird's wohl noch ein bisschen mehr werden. Fahrradglocke, Rahmentasche und Luftpumpe hab ich neu. Und eine Pelerine wollte ich endlich mal haben, damit ich nicht bei schlechtem Wetter immer das Fahrrad stehen lassen muss. Die hab ich im Rucksack, obwohl ich sie heute getrost hätt zu Hause lassen können. Vorm Herbst will ich auch noch eine Karbidlampe haben. Die hab ich schon beim Hellweg bestellt, mit allem Zubehör. Ach ja, und eine Bürstengarnitur hab ich gekauft, mit Speichenbürste, Kettenbürste und so weiter.«

»Ja, so etwas braucht man natürlich für so eine Maschine«, sagte Jakob Lengeling.

»Aber ich hab ja auch noch fast dreißig Mark für mein altes Fahrrad gekriegt. Deshalb bin ich gut hingekommen.«

»Ich bin mit meiner Teutonia-Maschine noch ganz zufrieden. Und jetzt hab ich gerade der Grete die Waschmaschine gekauft, und für den Sommer hab ich meine drei Weibsbilder neu einkleiden müssen, da ist vorläufig sowieso kein Geld übrig für eine größere Anschaffung.«

»Hauptsache, es reicht noch für einen anständigen Mittagstisch in Spellen im Gasthaus.«

Jakob Lengeling lachte. »Wenn's dafür mal nicht mehr reicht, dann werd ich die Waschmaschine wieder verkaufen.«

ZWEI

»Komm, lass uns lieber abhauen!« Als Arnold das leuchtende Himmelblau der Wohnwagen durch die Büsche schimmern sah, wurde es ihm mulmig. Er hatte nicht recht daran geglaubt, dass die ersten Kirmesleute schon angekommen waren, und gehofft, dass diese sinnlose Mutprobe ihm erspart bliebe.

Doch da waren sie, auf der Wiese neben den Bahngleisen, die Abnormitäten und Kuriositäten aus aller Welt.

»Unsinn, jetzt komm! Wir können es doch wenigstens mal versuchen.« Sein Klassenkamerad Ferdinand Lehmkuhl, der Sohn des Schusters aus der Reinersstraße, ließ nicht locker.

Arnold Kückelmann hockte unschlüssig im Dickicht und dachte darüber nach, wie groß die Chance war, aus einem so fragwürdigen Abenteuer mit heiler Haut herauszukommen. Was wäre, wenn einer sie entdecken würde? Vielleicht der stärkste Mann des Kaukasus? Von dem hatten ein paar ältere Jungen beim Fußballspielen erzählt. Dem in die Finger zu fallen, wäre schrecklich. Aber vielleicht doch noch besser, als von diesem fürchterlichen Menschen mit der blassen Haut und den roten Augen erwischt zu werden. Und wenn's der Vater erführe, dass er sich hier herumgetrieben hatte, dann gäb's zu Hause auch noch eine gehörige Tracht Prügel. Das war sicher.

»Komm Arnold, die beiden Gesellen von meinem Alten, die haben's voriges Jahr doch auch gemacht. Und die haben die Frau gesehen, diese Emmy. Ich hab gehört, wie sie drüber gesprochen haben. Die hat Titten, dass man sich drin verstecken könnt, haben sie gesagt, und einen Arsch wie ein Brauereipferd.«

»Ist doch Quatsch, was die erzählen«, sagte Arnold skeptisch. »Die Kirmesleute, die rennen doch nicht nackt auf der Wiese rum.«

Den Einwand ließ Ferdinand nicht gelten. »Die waschen sich vielleicht draußen vor ihren Wohnwagen«, sagte er. »Und so eine wie die Emmy, die muss bestimmt andauernd pissen. Und wenn die sich neben die Büsche hockt, dann kannst du alles sehen. Bestimmt.«